liche Kirche entstanden ist, die mit um so größerem Recht dem großen Frankenkaiser zugeschrieben wird, als dieser auch in Obermarsberg bereits 785 mit dem Bau der dortigen Kirche begann. Welche Anziehungskraft aber solche Punkte besaßen, geht schon daraus hervor, daß man noch im Mittelalter den in der Hohensyburger Peterskirche nach der Anschauung jener Zeit ruhenden Reliquien wundertätige Kraft zuschrieb, wie auch der Petersbrunnen daselbst als wunderwirkend galt. Noch 1297 wallfahrteten so viele Männer Dortmunds dorthin, daß an jenem Tage, weil eben die Löschmannschaft fehlte, die ganze Stadt Dortmund abbrannte. (Esser, Hohml. Heimatbuch S. 145.) Auf die Bedeutung des vielleicht ältesten zweiten Kirchspiels an der fränkischen Heerstraße von Hohensyburg ins Süderland, Wiblingwerde, deuten aber auch die bei der Wiederherstellung des Gotteshauses wieder unter der Tünche ans Licht gekommenen uralten historischen Bilder. Da sehen wir an der Kuppel des Altarchorraums den erhöhten Heiland, wie ihn das Mittelalter so gern und ehrfurchtsvoll sich dachte als Himmelskönig auf dem Thron der Herrlichkeit, umgeben von den Symbolen der vier Evangelisten: Matthäus (Engel), Marcus (Löwe), Lucas (Stier), Johannes (Adler). Segnend die rechte Hand mit den drei „Schwurfingern" erhebend schaut er auf die andächtige Gemeinde herab. Wir wissen, wie im Mittelalter diese Bilder verehrt wurden und wie noch bei der Einweihung der reformierten Limburger Kirche der „zweite Prediger" Hüttenhain 1751 gegen Bilder eiferte und ihr Fehlen in derselben pries. Wir wissen auch heute, wo die Wurzel zu dem die Jahrtausende überdauernden Aberglauben an die Wunderkraft von Bildern zu suchen ist. Wandgemälde aus der Steinzeit (etwa 3000 v. Chr.), die in Höhlen Frankreichs aufgedeckt wurden, haben erkennen lassen, daß jene Maler vor nunmehr 5000 Jahren diese zeichneten, weil sie davon überzeugt waren, dadurch mit den sie darstellenden Wesen in Verbindung zu kommen, und zwar mit steter Ueberlegenheit des Künstlers, der seinen Gegenstand damit gewissermaßen in seine Hand bekam. Wie nahe bei solcher oder ähnlicher Anschauung auch in den Kirchen des Mittelalters die Brücke vom Glauben zum Aberglauben, und wie groß die Versuchung war, an die Stelle der heiligen Persönlichkeiten die Bilder derselben zu setzen und diese geradezu anzubeten, sagt uns eben der erst vor wenigen Jahren entfernte Kalküberstrich. Bei Einführung der Reformation wird der erste evangelische Pfarrer Nicolaus Klepping in Wiblingwerde jene Bilder unsichtbar gemacht haben (um 1586). Aber wie zäh noch spätere Geschlechter Jahrhunderte hindurch unbewußt alte, auf Bilderverehrung deutende Formen beibehielten, zeigt folgendes Beispiel aus einer dänischen Kirche: Seit Menschengedenken vereinigten sich die Gotteshausbesucher nach einer bestimmten Stelle der Hauptwand. Und keiner derer, die diese Sitte mitmachten, konnte auf die Frage nach dem Grunde dieser Gruftform etwas anderes sagen, als: „Das ist von jeher so gewesen." Dann kam Bestätigung und Begründung zugleich mit dem hinter der Tünche aufgedecktem Bilde ans Licht; es war eben ein Marienbild, dem man seit Jahrhunderten also gehuldigt hatte. Und die abgedeckte Tünche in der Wiblingwerder Kirche hat noch mehr ans Licht kommen lassen. Auf den von den romanischen Fensterbögen begrenzten Wandflächen sehen wir zwei Städtebilder, deren eins die Unterschrift: Roma, das andere aber den Namen: Constantinopel trägt. Die Tatsache, daß hier auch Constantinopel, seit 1054 Sitz des morgenländischen Patriarchen, an erhabener Stelle als Symbol christlicher Macht und Einheit genannt und bildlich gepriesen wird, hat mir schon bald nach der Aufdeckung Gedanken gemacht. Trat doch eben 1054 eine gänzliche Spaltung zwischen Rom (röm.-kathol. Kirche) und Konstantinopel (griechisch-kathol. Kirche) ein, so daß beide Kirchen sich förmlich in den Bann taten. So bleiben nur zwei Möglichkeiten: Entweder ist die Kirche in Wiblingwerde, und zwar aus Steinen, an Stelle einer früheren Holzkirche, bald nach 1000, aber noch vor 1054 gebaut, oder der Bischof, dessen Beglaubigungssiegel — ein eingehauenes Kreuz — sich in einem Grundstein fand, hat mit der Beifügung „Constantinopel" unter jenem Chorbild bezeugen wollen, daß auch diese ebtrünnige Tochter noch zur Mutter Roma gehöre und dorthin zurückkehren werde.

Städte der Heimat.

Von **Max Römer.**

Schwelm.

Schnaubend keucht der Zug von Barmen gen Osten das Tal hinauf. Noch eine Biegung, ein letzter Schnitt durch weißes Kalkgestein, und frei wird der Blick ins Tal hinaus. Aus grauem Dachgewimmel fort ins jubelnde Sonnengold, das weit die ganze Senke erfüllt. Dort ruht im lieblichen Kranz seiner Wälder, von Wiesen weit umgeben, am Nordhang langgedehnter Hügelreihe, Schwelm, die kleine, alte Westfalenstadt. Reich ist des Städtchens Besitz an geschichtlicher Erinnerungen und an wohlerhaltenen Denkmalen bergischer Bauweise.

Schon zu Cäsars Zeiten dürfte hier, am Ufer der Schwelme, eine sigambrische Siedelung bestanden haben. In den Jahren der Völkerwanderung ließen dann Brukterer und Glieder anderer nordwestfälischer Stämme im Tale sich nieder. Zu Anfang des siebenten Jahrhunderts bereits trägt das so entstandene Dörflein den Namen Suelmiu; sein Fronhof war Tafelgut des Bischofs zu Köln. Von dort kamen nach dem Jahre 500 die ersten Christenlehrer ins Land; ihnen folgten um 800 Suitbertus und Bonifazius. Damals schon wurde an Stelle der Fronhofkapelle die erste hölzerne Pfarrkirche errichtet. Bald danach erhielt Schwelm seine karolingische Verfassung. Zum Gow (Gau)-gericht, später fälschlich Hochgericht Schwelm genannt, gehörten 12 Bauernschaften, Mühlinghausen, Jesinghausen, Frielinghausen, Linderhausen usw.

Die anfangs von den Grafen zu Berg ausgeübte Verwaltung ging im 11. Jahrhundert auf das reichsunmittelbar gewordene Erzbistum Köln über. Bald drei Jahrhunderte lang wirkte der kölnische Einfluß auf Verwaltung, Handel und Verkehr; kölnische Gesetze sind maßgebend, kölnische Sitten herrschen unumschränkt, kölnische Maße, Gewichte und Münzen regieren. Vielleicht rührt das heute noch übliche Bodenmaß „Sechzig" aus jener fernen Zeit, vielleicht auch erinnern an sie die leisen Anklänge an rheinische Mundart.

*

Ununterbrochene, hartnäckige Kämpfe um den Besitz des Schwelmer Gebietes und die Macht in ihm entbrannten. 200 Jahre lang liegen die Erzbischöfe von Köln, die Grafen von Berg, von Volmarstein, von Isenberg, von Altena um dieses Grenzland in grimmiger Fehde. Aber erst der dramatische Ausklang des wilden Streites, jene feige Totschlag des Erzbischofs Engelbert von Köln, der gleichzeitig der Grafen von Berg letzter männlicher Sproß war, durch hinterlistigen Ueberfall des Isenbergers im Hohlwege zu Gevelsberg bringt die Entscheidung. Die Tat sühnt der Graf von Isenberg auf dem Markt zu Köln durch Henkershand. Die Volmarsteiner geben ihre eigene Sache auf. Die jüngeren Grafen von Altena, die nun nach ihrem neuen Schlosse bei Hamm sich „von der Mark" nennen, haben den Kampf gewonnen. Das ganze Gebiet um Schwelm wird ihr Besitz, der von Wetter aus verwaltet wird, teils in eigener Person, teils durch eingesetzte Drosten. Erst 1392 erwarben sie von den Herzögen zu Berg-Limburg (Hohenlimburg) durch Kauf auch Schwelm selbst.

Drei Jahre früher erhöte Adolf IV. von der Mark die rheinische Grafschaft Kleve. 1417 ernannte Sigismund auf dem Konzil zu Konstanz die Grafschaft Kleve zum Herzogtum. Für die Teile des weitzerrissenen Landes Jülich, Kleve, Berg, Mark und Ravensburg, und damit auch für Schwelm, wird Düsseldorf zur Residenz bestimmt.

1590 wird Schwelm zur Stadt erhoben und gleichzeitig befestigt. Nach dem 1609 erfolgten Tode des geisteskranken Landesfürsten Johann Wilhelm setzten die bekannten Jülich-Klevescheen Erbfolgestreitigkeiten ein. Ihnen folgt der Schrecken des 30jährigen Religionskrieges, der auch Schwelm nicht verschont.

1590 war der endgültige Uebertritt der Pfarrgemeinde zur neuen Lehre erfolgt, dem 1612 in Unna die schriftliche Anerkennung des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses folgte. Der Kriegskommissar und Droste von Hörde, Adolf Raitz von Frentz, auf dem benachbarten Schlosse Martfeld dagegen blieb dem alten Glauben treu. Er spielte in den Jahren eine bedeutende Rolle in Schwelm, über die Tobiens Drama „Der Pfarrer von Schwelm" des näheren unterrichtet. 1622 bezogen spanische Truppen in der Stadt Quartier, ihnen folgten 1629 die Holländer, 1630 die Kaiserlichen, die der Droste von Wetter wieder aus den Mauern hinauswarf, und endlich 1634 auch noch die Hessen. Kontributionen und allerlei Brandschatzung gingen neben der wilden Soldateska einher und schädigten Stadt und Bürger schwer. Alle Welt seufzte nach Frieden. Er kam zu Münster, brachte dem Lande aber keinen Schicksalsentscheid. Erst 18 Jahre später, 1666, gelang es dem Großen Kurfürsten, Schwelm und die Grafschaft Mark endgültig unter die Fittiche des hurbrandenburgischen Adlers zu bringen, wiewohl ihm die Lande schon 1630 zuerkannt worden waren.

*

Damit setzte für die Stadt nach all den Drangsalen der Kriege, aber auch nach all den unaufhörlichen Feuersbrünsten endlich die Zeit der Erholung und ruhigen Entwicklung ein.

Die ersten Bewohner des Ortes dürften Handwerker und Handelsleute gewesen sein. Zu einem wichtigen Gewerkszweige erwuchs im 15. Jahrhundert die Garnbleicherei. Mit der Elberfelder Kaufmannschaft lag die Schwelmer Bleicherzunft lange Jahre im Streit wegen der berühmten „Garnnahrung". Schwelmer Garn und Leinwand brachten ihre Erzeuger auf eigenen Karren zu den Messen nach Köln und später nach Frankfurt, ja, bis zu den großen Handelsplätzen des fernen Flanderns. Ende des 18. Jahrhunderts waren im ganzen Hochgericht Schwelm noch 40 Bleichereien, aber auch 400 Bandmühlen vorhanden. Aus dieser, als reines Hausgewerbe betriebenen Bandwirkerei entwickelte sich dann in den nächsten 100 Jahren die heutige Großindustrie.

*

Von der einstigen Stadtbefestigung ist nichts mehr erhalten. Der winklig gebaute Stadtteil Fronhof erhebt sich auf der Stelle des einstigen kölnischen Tafelgutes. Dessen Umfang dürfte die heutige Herbergsstraße noch ziemlich genau angeben. Auf dem Altmarkt stand 1722 noch das alte Gebäude des ehemaligen Gaugerichts. Uralt ist auch die zum Winterberg hinaufführende Kölner-Heerstraße, die Anfang des vorigen Jahrhunderts in ihrem unteren Laufe durch Napoleon verlegt wurde. Eine Reihe alter Bauwerke fiel dem letzten großen Brande von 1827 zum Opfer.

*

Nichtsdestoweniger hat eine reiche Fülle schöner, bodenständiger Häuser aus der Väter Zeit, namentlich aus dem 18. Jahrhundert, in den schmalen Sträßchen sich erhalten. Die Osten-, Kölner-, Barmer- und Kirchstraße bieten manche feine Perle vollendeter Baukunst der Renaissancezeit. Die an Stelle der 1836 abgebrannten neu erbaute lutherische Kirche, eine frühromanische Basilika, beherrscht mit ihren gewaltigen Türmen weithin das Bild der Stadt. Nicht fern von ihr, an der Untermauerstraße, ist in der neuen Sparkasse dem Ort ein weiteres schönes Baudenkmal erstanden. Haus Martfeld am Ostrande der Stadt, ein Burgbau aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts mit 2 mächtigen Tor- und Grabenturmen, ein trutziges, stilles Gemäuer, vom Zauber der Vergangenheit umwoben, zählt mit zu den kostbarsten Schätzen Schwelms. Nicht zu vergessen ist auch das ehemalige Friedrichsbad, der Schwelmer Brunnen, draußen, am Wege nach Gevelsberg; heute eine Stätte besinnlichen Verweilens, vor 200 Jahren aber ein weit und breit bekannter Platz, ein vielgerühmtes Mekka für wirkliche udn vermeintliche Kranke, die damals neben Kurzweil aller Art auch viel Geld ins Schwelmer Ländchen brachten.

*

Aber nicht diese bädechermäßig abzugrasenden „Sehenswürdigkeiten" verlochen allein zur Wiederkehr, auch nicht die Industriebauten, die eine neue Zeit roh und brutal, einen immer häßlicher und nüchterner als den anderen, draußen längs der Eisenbahn errichtete. Nein, es ist die Poesie der kleinen deutschen Stadt, die Stimmung ihrer engen Gassen, winklig und buckelig und schief, das malerische Durcheinander der freundlichen, schwarzweiß-grünen Häuschen mit blühenden roten Geranien in den kleinen Fenstern, das krause, bunte Dächergewirr und die traulichen Winkel im Abendfrieden, dies alles allein macht das Nest uns so traut und so lieb.

Neben diesen inneren Werten fehlt's dem Städtchen nicht an äußeren Reizen. Wanderungen durch die stille Schönheit seiner südlichen Wälder, über die Kuppen des Winter- und Ehrenbergs (früher richtig Mehrenberg!) nach Rauenthal, nach Kemna, nach Beyenburg, nach Remlingrade, ins Heilenbeckertal, nach Voerde u. a. m. zählen zu den stimmungsvollsten unserer engeren Heimat.

Peiters Kinddoupe.

Von **Robert Koch.**

Niggenhüfers Peiter harr Kinddoupe. Van sinem iersten Suohn natürlich un do soll et houge hiar gohn. Fiär Jatten und Drinken harr hei gesuarget, as wann hei en ganz Regiment Saldoten fauern wöll. Wie so ner Kinddoupe im Suerlanne wor frögger dat ganze Duarp genödiget, vandage es dat anners. Na, kuatt un guett, alles was bie de Hand, un dei Döiperigge kunn luaßgohn. Blouß diam Pastor fählte noch de Bibel, un hei sietl: „Peiter, dau wie diene es solangz." Peiter krieit en rouen Kopp bis ümwer de Ohren, denn hei hiatt gar keine im Huse. Dei Pastor rüket dann och diam Brohn un priarget: „Wo keine Bibel ist im Haus, da sieht es öd' und traurig aus!" Un min Peiter? „O, iech meine, Herr Pastor, dat gung noch, iech hewwe gistern noch en niggat Schaap gekreegen!"

Verantwortlich: Ernst Lorenzen in Hagen.
Druck und Verlag von Gustav Butz in Hagen.

Hagener Heimatblätter

Monatliche Beilage zur Hagener Zeitung

Nr. 11 — November — 1926



Stift Herdecke um 1850.

Reformierte Kapelle — Lutherische Kirche — Kanonissenhaus
Spritzenhaus u. Gefängnis — Abteigebäude (Spätere Schule) — Abtissinnenhaus — Justizial (Schwerterhaus)
Kath. (St. Annen) Kapelle — Kornhaus — Kanonissenhaus — Lagerhaus
Stiftsbrauerei u. -bäckerei

Ein Besuch im alten Stift Herdecke um das Jahr 1400.

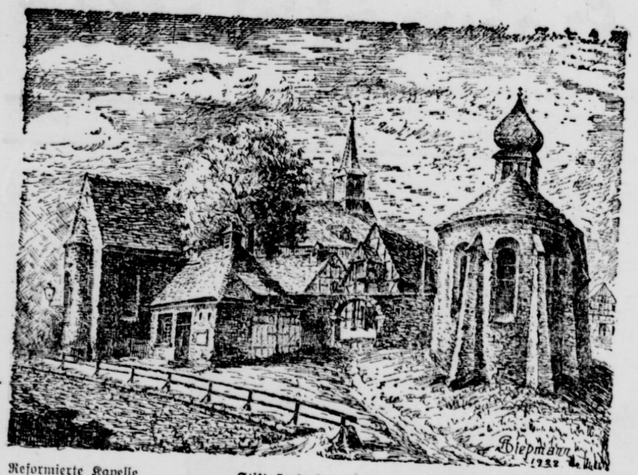
Unter Benutzung der archivalischen Vorarbeiten und Aufzeichnungen von Pastor Ch. Schüßler in Hagen, bearbeitet von Dr. Klein in Herdecke.

Es ist um die Wende des 14. Jahrhunderts. Der Abend des 20. September zieht herauf. Strahlend hat den ganzen Tag die Sonne über den Tälern der Ruhr und Lenne gestanden. Nun senkt sie sich zum Horizont hinab, um hinter Berg und Burg Volmarstein unterzugehen. Im Glanze ihres Abendrotes leuchten noch einmal die Zinnen der bereits zerstörten alten Ritterfeste auf und grüßen weit drüben im Ruhrtal den stattlichen Dombau, das Marienmünster zu Herdecke. Rascher schreiten unter den letzten Sonnenstrahlen die Wanderer dahin, die aus Volme- und Lennetal, aber auch vom fruchtbaren Hellweg und aus den weiten Ebenen des Münsterlandes dem hervorragenden, gastfreundlichen alten Herdecke zueilen. Sie alle wollen zum Herdecker Kornmarkt, der ja auf St. Mathäus-Tag fällt. Dazu hat Graf Engelbert von der Mark im Jahre 1355 „seinen lieben Bauern zu Herdecke die Gnade und das Recht" verliehen. Wir mischen uns unter die Reisenden. Bald erfahren wir, daß manche gar weiten Weg gezogen sind. Wir hören die Namen Frankfurt a. M. und Köln nennen; ja, sie sagen uns, daß sie in Herdecke mit ihren Geschäftsfreunden aus Hamburg und Holland zusammentreffen wollen. Und auch das wissen sie, daß es am Markttag leichter als sonst ist, in das altersgraue Stift Zutritt zu erlangen. Die Gelegenheit ist also günstig. Schon dunkelt es, als wir uns von dem Fährmann des Stiftes über die Ruhr setzen lassen (Noch ist die Ruhrbrücke nicht erbaut. Erst 1416 erhält der „Klausner Bruder Dietrich Soneken" zu Wetter vom Grafen Adolf von der Mark die Erlaubnis, sie zu errichten.) In einer der vielen Herbergen finden auch wir Unterkunft.

Schon früh am Morgen erwacht das Leben im Dorf. Wagen auf Wagen, zumeist hoch mit Frucht, Hafer, Gerste, Roggen und anderen Naturalien beladen, rasseln über das holprige Pflaster. Viele von ihnen führen zugleich mit der Ware, die sie am Markte loszuschlagen hoffen, auch die Abgaben mit sich, die sie auf dem Stifte einliefern müssen von ihren Pacht- oder Lehnshöfen, von Aeckern oder Gärten, oder als Stiftungen, die vor hundert und mehr Jahren bereits für Abhaltung von Seelenmessen dem Stift testamentarisch vermacht und als dauernde Lasten auf ihre Höfe eingetragen worden sind. Viele bringen auch allerlei Kaufmannsgut, Oel, Teer, Butter, Käse, Salz und anderes mit. Sogar Bier und Brot fehlen nicht, obgleich beides in Herdecke selbst genug vorhanden ist. Um 9 Uhr schlägt die Glocke auf der Stiftskirche an: das Zeichen, daß der Markt beginnt. Wir aber wollen weder kaufen noch verkaufen. Sobald es die Tageszeit gestattet, lenken wir unsere Schritte dem hoch gelegenen Stifte zu.

Mächtig überragen seine Gebäude die vielen kleinen Höfe und Katten, die sich im Laufe der Jahrhunderte in seinem Schutze angesiedelt haben. Das stattlichste Bauwerk ist die Kirche, eine dreischiffige romanische Basilika, wohl aus Karls des Großen Zeit. Doch ist sie in ihrer jetzigen Gestalt erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts, vielleicht aus den drei Trümmern eines Brandes neu erstanden. Die drei runden Chorabschlüsse haben einer in gerader Linie abschließenden Mauer weichen müssen. Statt der flachen Decke hat man schöne, halb gotische Kreuzgewölbe eingezogen. Die alten Säulen sind durch mächtige Pfeilerbauten gestützt, auf denen nun die neuen Gewölbe sicher ruhen. Neben dem Hochaltare der zehntausend Märtyrer hat noch eine Reihe anderer Altäre in den Seitenschiffen ihre Aufstellung gefunden. St. Nikolaus, Johannes der Täufer und auch der Evangelist und die Heilige Anna werden hier verehrt. Ein verdeckter Gang führt unmittelbar aus dem Gotteshause in das nahegelegene Kapitelgebäude des Stiftes, in dem auch die Wohnung der Aebtissin sich befindet. Eine Reihe kleinerer Bauten dient als Wohnungen der einzelnen Stiftsdamen. Der sogenannte „Tempel" ist die Dienstwohnung des am St. Johannis-Altar amtierenden Priesters. Etwa in der Mitte liegt das Schlafhaus, Dormitorium genannt, in dem die jüngeren Mitglieder des Stiftes ihren gemeinsamen Schlafraum haben. Die Stiftsküche, die Brauerei und die Bäckerei schließen sich an. Gewaltige Kornspeicher, in denen die reichen Fruchtvorräte verwahrt werden, und das Beschaushaus machen den Beschluß. An der Nordostecke des weiten mit Mauern umschlossenen Stiftshofes erhebt sich die uralte Linde, in deren Schatten die Aebtissin mit der Bauerschaft ihre Hof- und Gerichtstage abhält. Sogar der feste Turm fehlt nicht, das Verließ, in dem die Verurteilten oder die ihres Urteils Wartenden in nicht immer gelinder Kerkerhaft gehalten werden. So ists ein für damalige Verhältnisse recht stattlicher Gebäudeblock, den die Klostermauern umgeben.

Doch es wird Zeit, daß wir Eintritt begehren. Kräftig lassen wir den Torklopfer niederfallen. Auf seinen lauten Schall erscheint die Pförtnerin, nach unserem Begehr zu fragen. Freundlich gestattet sie uns den Zutritt. Bereitwillig erteilt sie auf unsere vielen Fragen Antwort. Wir merken es gar bald, daß wir keine ungebildete Bauernmagd vor uns haben, sondern eine Dame aus edlem Geschlechte. Das sind sie ja alle, die Kanonissen unseres Stiftes. Die meisten von ihnen gehören dem Adel der näheren Umgebung an. Einige stammen aus entfernter wohnenden Familien. Die von Syburg und von Mallinckrodt, die von Laerst und von Celle, von Edelenkirchen und Nordkirchen, Oewelacker und von dem Busche, die Volmersteiner und viele andere Namen von Klang und Ansehen sind hier vertreten. Wer sie alle missen wollte, der müßte die Inschriften auf den riesigen Grabsteinen studieren, die zum Teil auf dem Jungfernkirchhofe aufgerichtet sind. Sie alle hatten, ehe sie in die Stiftsgemeinschaft aufgenommen worden waren, zuvor ihre 16 Ahnen aufschwören und damit beweisen müssen, daß sie wirklich das Recht auf eine Präbende im hochadeligen Stift beanspruchen durften. Denn das Stift ist ja sehr wahrscheinlich eine Gründung des hohen Adels der Umgegend, zu dem Zwecke angelegt, daß die weiblichen Mitglieder ihrer Familien, die vielleicht nicht in die Ehe traten, hier eine dauernde und bis an ihren Lebensabend gesicherte und sorgenfreie Unterkunft fänden. So belehrt uns die Pförtnerin. Während wir ihr zuhören, eilt eine andere Stiftsdame an uns vorüber, der Kemenate der Aebtissin zu. Das dunkle Pergamentbuch in ihrer Hand ist das Verzeichnis der Stiftsgüter und der Abgaben, die sie zu zahlen haben. Es ist „die Kapellanische", der die Verwaltung der äußeren Angelegenheiten des Stiftes, besonders der Kasse und der Kornspeicher, anvertraut ist. Eben geht sie, um Rechnung abzulegen über die Einnahmen des Morgens, vielleicht auch, um bittere Klage zu führen über so manchen säumigen Zinszahler und Pächter. Sie hat kein leichtes Amt. Wie oft muß sie den Stiftsamtmann begleiten, um gemeinsam mit ihm, etwa in Hagen oder Schwerte, die Korntenten einzuziehen und heimzubringen, oder mit der Aebtissin die beschwerlichen Revisionsfahrten zu den weit zer-



Reformierte Kapelle Stift Herdecke um 1860 Kath. St. Annen-Kapelle
Spritzenhaus und Gefängnis

streuten, bis an die Tore von Münster reichenden Stiftshöfen unternehmen.

Doch da hören wir hinter einer Tür fröhliches Lachen und Kichern. Hier ist die Schule, und gerade tritt die gestrenge Lehrerscheerin der Jugend heraus; denn der Unterricht ist geschlossen. Sie ist eine gelehrte Dame, die „Scholasterin". Allerdings weist ihr Lehrplan nur wenige Lehrgegenstände auf. „Lateinisch lesen und den Chorgesang lernen", das war in der Hauptsache alles, was gelehrt wurde. In einigen Stiften gab es auch Unterricht in der Kunst, deutsch und lateinisch zu schreiben. Vielleicht ist sie auch in Herdecke gepflegt worden; doch scheint man es, wie die alten Unterschriften der Stiftsdamen zeigen, nicht eben weit darin gebracht zu haben. Immerhin hatte die Scholasterin doch eine nicht zu unterschätzende Stellung und Bedeutung im Stift. Mit der Leitung der inneren Angelegenheiten des Stiftes, wohl auch mit der Verteilung der den einzelnen Stiftsdamen zustehenden Einkünfte war die Dekanin betraut. Außer diesen Aemtern wird uns noch eine Reihe anderer genannt: „die Küsterin", „die Verwahrerin des Geleuchtes in der Kirche" u. a. Neben den Stiftsfrauen gibt es auch noch männliche Stiftsangehörige: Brauer, Koch, Küchenknechte und Fischer.

Ueber allen thront wie eine kleine Königin die Aebtissin des Stiftes. Wir dürfen auch in ihre Kemenate eintreten. Ein großes, nicht allzu hohes Gemach tut sich vor uns auf. Die Mitte nimmt ein mächtiger Eichentisch ein. Am oberen Ende steht ein hoher, sesselartiger Stuhl. Hier versammelt sich unter dem Vorsitz der Aebtissin und im Beisein des Stiftsamtmanns das Holzgericht. Hier hält sich auch, wenn die Witterung oder ihr Gesundheitszustand den Aufenthalt im Freien unter der Linde nicht zulassen, das Dorfgericht ab. Es mag schon manches gerechte und strenge Urteil von ihrem Stuhl aus ergangen sein. Damit sie sich des Ernstes ihrer Verantwortung stets bewußt bleibt, ruht ihr Blick auf der herrlichen Malerei des Glasfensters, durch welches das Licht in den Raum fällt. Von dort leuchtet ihr, von Künstlerhand gemalt, die Himmelsmutter mit dem Jesuskinde entgegen. Es ist dasselbe Bild, welches das Stiftssiegel aufweist, das sie an die Stiftsurkunden zu hängen gewohnt ist. In den Händen dieser Frau laufen alle Fäden zusammen, die Stift und Dorf und die weit verstreuten Stiftshöfe und Güter verbinden. Sie hat den Vorsitz im Stiftskapitel, in dem des Stiftes äußere und innere Angelegenheiten besprochen werden. Sie leitet Kauf und Verkauf, Verpachtung und Verleihung der Stiftsgüter. Sie führt den Schriftwechsel mit der geistlichen und weltlichen Obrigkeit, dem Landdechanten in Wattenscheid, dem Archidiakonus und dem Erzbischof in Köln, dem Drosten zu Wetter, dem Grafen von der Mark und Herzog zu Cleve. Sie hat das Führerrecht über die Ruhr. Sie leitet alljährlich am Freitag nach Fronleichnam die Gemeindepflichttage, auf denen die alte Dorfverfassung verlesen, die Gemeindebeamten gewählt und der Aebtissin der Huldigungseid geschworen wird. Zugleich wacht sie über rechtes Maß und Gewicht bei Kauf und Verkauf, übt die Oberaufsicht über das Marktwesen und bestimmt die Preise der Waren; kurz, sie ist fast Alleinherrscherin in ihrem kleinen Reich. Wir verlassen nun ihr Gemach und lassen uns noch einiges erzählen über das Leben und Treiben im Stift. Unsere freundliche Begleiterin berichtet uns: Wir sind keine Nonnen. Schon unsere Kleidung, die wir uns aus Leinen und Wollstoffen selber herstellen, unterscheidet uns von ihnen. Ein schwarzes Gewand, mit weißem Gürtel zusammengehalten, ein meist mit Pelz besetzter oder gefütterter Kragenmantel, ebenfalls von schwarzer Farbe, dazu ein seidenes, bis auf die Erde herabwallendes Tuch als Kopfbedeckung, das ist unsere Kleidung. (Seit 1482 wurde statt des schwarzen ein weißer Mantel getragen.) Außerhalb des Stiftes dürfen die Jungfern sich schmücken mit Silber, Gold und Edelsteinen, mit goldenen Halsketten und Fingerringen; so erlauben es die Satzungen. Und sie können es ja auch. Wir erfahren, daß die meisten von Hause recht begütert sind und ihr eigenes Vermögen verwalten. Sie haben Häuser und Höfe und beziehen aus ihnen mancherlei Renten. Daneben bekommen sie im Stift selber, je nach der Stelle, die sie innehaben, mehr oder weniger hohe Präbenden, d. h. tägliche oder wöchentliche Darreichungen an Lebensmitteln oder — in früherer Zeit — einen Platz am gemeinsamen Tisch. Auch Stipendien, d. h. Geld- oder Fruchtrenten, sind mit der einzelnen Kanonissenstelle verbunden. Diese werden auf alle Fälle ausgezahlt, während die Präbende nur für die Zeit zusteht, während der die Empfängerin wirklich im Stift anwesend ist. Eine nicht zu unterschätzende Einnahmequelle ist außerdem die Teilnahme an den Jahresfeiern der Heiligen oder an den Gedächtnisfeiern für die Verstorbenen. Dafür sind von vielen Stiftern Geldsummen ausgesetzt, die an Priester und Jungfern ausgezahlt werden. Auch Bier- Wein und Brötchen fehlen nicht bei diesen sogenannten Prenfenzien. Jede der älteren Kanonissen hat ihre eigene Wohnung. Unsere Führerin öffnet uns die ihrige Behausung: Wohnzimmer, Schlafkammer, Küche und Mägdekammer. Sie erzählt aber, daß manche ein ganzes Haus mit Stallung bewohnen und sogar auf eigene Faust Schweinezucht betreiben. Die Häuser sind Eigentum des Stiftes, dürfen aber von der Inhaberin im Todesfall an eine andere Stiftsjungfer testamentarisch vermacht werden. (Forsetzung folgt.)



Alter Hof in Herdecke Zeichnung von A. Siepmann

Burgen.

Von Max Römer.

Burg und Burgruine! Der Inbegriff alles Erhabenen, der Schauplatz höchsten Heldentums, die Stätte edelsten Wirkens, tiefsten Seelenleids für das Zeitalter der Romantik. In zahllosen Balladen, Romanen und Gedichten aus jenen Tagen verkörpert sich die damalige allzu idealistische Auffassung vom Wesen der Burg und dem Leben in ihr. Ohne Hörnerklang und fröhliches Turnier, ohne Gelage und Minnedienst, aber auch ohne schaurig-schöne Sagen war die Burg und erst recht die efeuumsponnene, mondbeschienene Ruine garnicht denkbar.

Auch heute noch ist die Liebe zu den Burgen in jedem deutschen Herzen stark verankert, wenn auch nicht mehr als romantische Schwärmerei, so doch aus dem tiefen Empfinden heraus, daß ihnen als Denkmälern aus der Väter weitentschwundener Zeit, die historische Vergangenheit mit malerischen Reizen verbinden, Schutz und Hege der Nachfahren gebühret. Daher auch seit dem Erwachen der mehr realistischen Denkweise unserer Tage die Abkehr von jenen Bestrebungen, die versuchten, unter Nichtbeachtung der geschichtlichen Wahrheit durch Rekonstruktion bemooster Trümmer oder gar durch Errichtung von Phantasiebauten einer deutschen Landschaft besonderen Zauber zu verleihen, ihr den Lügenmantel historischer Bedeutung umzuhängen.

Die Suche nach geschichtlicher Wahrheit und die gerechte, nicht kühle, aber auch nicht mehr übertreibende Würdigung aller Landschafts- und Denkmalwerte haben, auch in Bezug auf die Burgen, unsere Zeit zwar kritischer, aber keineswegs gefühllos gestaltet. Im Gegenteil. Obwohl wir, ganz im Gegensatz zur romantischen Epoche, kitschige Neu- und Nachbildungen entschieden ablehnen, geschieht in der Erhaltung und Pflege unserer Burgen, ja, selbst deren Trümmer, heute ganz unvergleichlich mehr, als in allen früheren Zeitläuften mit ihrer Gefühlsschwärmerei. Private, Vereine und Behörden wetteifern auch in den Jahren größter Sparnotwendigkeit in Opfern und Bemühungen, den ererbten Schatz zu retten und späteren Geschlechtern zu erhalten.

Die Burg ist befestigter Einzelwohnsitz in mannigfaltigster Form und Lage, ein beredter Ausdruck sowohl für die Rechtsunsicherheit ihrer Geburts- und Jugendjahre als auch der damaligen Bau- und Verteidigungskunst. In der karolingischen Zeit noch ausschließliches Recht der Könige, ging die Befugnis, Befestigungen als Wohnsitz anzulegen, später mehr und mehr, durch Verleihung oder auch eigenmächtig, auf die einzelnen Territorialherren, Grafen und Aebte, Vasallen und Lehnsleute über. Mit dem Zerfall der Königsmacht wuchs die Zahl der befestigten Städte, der wehrhaften Plätze, der verteidigungsfähigen Einzelbehausungen. Die weitaus meisten Burgen sind darum Anlagen von Lehnsherren bis hinunter zum freien Gutsbesitzer.

Als reine Verteidigungsanlage war die Burg daher in allererster Linie an die bereits vorhandenen, natürlichen Abwehrmittel angewiesen, die durch Menschenhand dann den zweckmäßigsten Ausbau erfuhren und diesen immer — genau wie heute beim Wettlauf zwischen Geschütz und Panzer — dem jeweiligen Stande der Angriffsmethoden und -waffen angepaßt.

Ihre wirksamste natürliche Verteidigungsmöglichkeit fand die Burg im Gebirge: Berg und Burg gehörten eben von jeher zusammen, wie die Berlier selbst. Die Ueberragung des Platzes gegenüber dem Angreifer erübrigte die Anlage größerer Verteidigungsmittel, ja, vielfach sogar ermöglichte sie den Verzicht auf die einfachsten Wehrbauten. Das mittelalterliche Angriffsgerät konnte hier nur mit geringster Aussicht auf Erfolg zur Anwendung kommen. Erst mit und nach Einführung der artilleristischen Belagerungsmittel wuchs auch für die Höhenburg die Notwendigkeit, sich mit entsprechenden Abwehranlagen, Gräben und schwerem Gemäuer zu umgürten, um schließlich dann doch, im Kampfe mit den ewigen Fortschritten der Schießkunst, spätestens im 17. Jahrhundert, zu unterliegen.

Wesentlich ungünstiger lagen die Verhältnisse für die Wehrbauten in der Ebene. Hier mußte versucht werden, die der Höhenburg von Natur aus eigene Stärke durch künstliche Mittel herbeizuführen. Kam eine Ueberragung dem Angreifer gegenüber hier ganz von selbst in Wegfall, so mußte durch andere Mittel der Platz annähbar gestaltet werden. Es entstand die Wasserburg. Der See, ein Teich oder Sumpf, in weitestem Maße aber fließendes Wasser trat an die Stelle des Felsens, der schroffen Hänge. Unüberbrückbar breiten um den wehrhaften Bau die Wasser sich aus, mit Wällen, Türmen und festen Toren unterstützte man des Wassers Verteidigungswert und verfiel hie und da darüber hinaus auf sinnreiche Ueberschwemmungskünste, um möglichst weit schon von den Mauern den Gegner zu bannen. Aber auch diese Befestigung vermochte nicht, und zwar viel schneller noch, als die trotz allem doch unzugänglichere Felsenburg, der am Ausgange des Mittelalters aufkommenden neuen Angriffstechnik standzuhalten. Hinzu kamen noch rein wirtschaftliche Gesichtspunkte, die es verhinderten, sich auf eine längere Belagerung einzulassen. War doch die Errichtung der Wasserburg immer von größerem Grundbesitz abhängig, der als weite Ackerflur rundum sich dehnte, mit dem sie untrennbar verbunden blieb. Immer mehr wurde namentlich in flachem Gelände auf die Bewirtschaftung der Felder das Schwergewicht verlegt, aus dem Herrn der Wasserburg war schon in alter Zeit der Grundbesitzer geworden, dem die Erhaltung seiner Scholle Lebenszweck sein mußte. Anders bei der Höhenburg, deren Einkünfte sich vielfach weniger aus eigener Bodenbewirtschaftung, als aus allerhand Rechten und Abgaben herleiteten, ganz abgesehen von den Raubritternestern und den, auch in unserer Gegend vorhandenen Burgen, die rein militärischen Zwecken oder der Repräsentation der Landesherren dienten.

Deutschland ist das klassische Land der Burgen. Seine Burgen und Ruinen haben unsern Rhein, den Vater der Ströme, in der Welt berühmt gemacht. Was wären Schwaben- und Frankenland, was die Mark und Thüringens Berge ohne den ehrwürdigen Schmuck ihrer Burgen? Wer möchte Lahn und Saale, Main und Neckar, wer auch Preußens und Schlesiens Fluren sich ehernem Schritte die Geschichte einherging, weitab auch von den Heerstraßen der Jahrhunderte finden wir die Zeugen der wehrhaften Zeit, weltverträumt im Schoße der Berge und Wälder, inmitten weiter, sonniger Flur. Nicht zuletzt auch kann unsre bergisch-märkische Heimat eines kostbaren Schatzes fester Plätze sich rühmen, die kaum eine Tagesreise entfernt, rund um der großen Städte Lärm und Getue Herz und Auge des Wanderers erfreuen. Viel Schönes hat der berüchtigte Zahn der Zeit, mehr noch der Menschen Unverstand, gedankenlose Neuerungssucht an ihnen zerstört. Mehrere liegen in Trümmern, kaum erkennbar noch als ehemalige menschliche Behausungen, über manche zieht der Pflug, hat der Wald sein grünes Kleid gebreitet, versunken und vergessen für alle Zeit. Zahlreiche Burgen aber sind in gut erhaltenem Zustande, teilweise als später entstandene Erneuerungsbauten auf unsere Tage überkommen. Umbauten und Anbauten, jahrhundertelang fortgeführt, haben vielfach dazu beigetragen, das bunte, malerische Bild hervorzuzaubern, das wir heute bewundern. Neben ihrem bedeutenden Werte als Baudenkmal sind die malerischen und landschaftlichen Reize der besondere Vorzug aller, auch unsrer heimatlichen Burgen.

Ich schlich mich ganz leise . . .

Ich schlich mich ganz leise zum Tore hinein,
Ich schlich mich ganz leis in den Garten.
„Schön's Schätzelein steh' auf und laß mich herein,
Ich kann ja nicht länger mehr warten."

„Ich steh' gewiß nicht auf und lasse Dich herein,
Die Türen die sind verschlossen;
Du bist auch gestern Abend bei 'ner andern gewesen,
Das hat mich so sehr verdrossen."

„O Mädchen glaub es nicht, die Leute die sind schlimm,
Sie führen falsche Reden.
Wenn einer dem andern sein Liebchen verführt,
Verdrießen tut das einen Jeden.

Hier hast Du einen Ring von allerfeinstem Gold,
Darinnen steh'n zwei Namen.
Und wenn es von Gott so verordnet ist
Dann kommen wir beide beisammen."

Im Volkston von Fritz Linde.

Die Eisensteinfuhrleute von Haßlinghausen.

Von Bruno Tierenberg.

Es mag noch nicht fünfzig Jahre her sein, da wurde das Straßenbild des Ennepetales öfters durch lange Züge von Fuhrwerken belebt, die aus von Haßlinghausen kommend, die Richtung Haspe —Hagen nahmen und dann noch weiter fuhren zu den Hochöfen in Hattingen, Apterbeck, Dortmund und Steele. Es waren die Eisensteinfuhrleute mit ihrem Kohleneisenstein von den Feldern Landringhausen und Rennebaum oder, als der Hörder Bergwerks- und Hüttenverein Neugründungen in dieser Gegend vorgenommen hatte, mit der Ausbeute des Hauptschachtes am Drögenpütt. Ein ausgedehnter Schürfbetrieb, zeitweilig freilich gehemmt und unterbrochen, setzte damals zahlreiche Fuhrkarren in Bewegung und ebenso viele Fuhrleute in Nahrung. Die Unternehmer, gemeiniglich Fuhrherren genannt, sah man allerdings selten. Nur zur Wegnahme und Frachtüberwachung kamen sie, wie Fürsten auftretend und deshalb in hohem Ansehen stehend, hin und wieder auch nach Gevelsberg, wo sie im Gasthof „zur Hause" abstiegen und dort, namentlich unter sich, etwas von ihrer Würde und Gewichtigkeit verloren. Ihre Fuhrleute aber hatten ebenfalls bestimmte Gaststätten an der Haßlinghauser und der jetzigen Mittelstraße, so Robert Hüß, Hackenberg am Timpen und den „Postwagen".

Meist aus der hiesigen Gegend stammend, waren diese Fuhrknechte fast durchweg kräftige, oft ein wenig schwerfällige Gestalten, nicht gerade sehr redselig und überhaupt ein wenig bequem. Jedenfalls wußten sie, wenn sie die Schnacke in der Hand hatten, die Zumutung irgendeiner andern Arbeit, mochte sie gewinnbringend oder nur eine Gefälligkeitssache sein, mit dem Hinweis auf die Unmöglichkeit des gleichzeitigen Pferdelenkens, Laternentragens und Fahrens mit unerschütterlicher Ruhe und Beharrlichkeit stets erfolgreich abzuweisen. „Schimmel leien un Löchte driengen un Foern kann nümmes", pflegen sie zu sagen, ohne die kurze Pfeife mit dem langen Schwung und dem Porzellankopf mit aufgemaltem Pferdekopf aus dem Munde zu nehmen. Im blauleinenen Kittel, Sommer und Winter die schwarze seidene Kappe auf dem Kopfe und ein rotes Tuch um den Hals, so gingen sie breitspurig neben ihren Karren walt war die lange Peitsche, die erforderlichenfalls mit einem Hieb 6 Pferden in die Weichen fuhr und vor allem laut knallen mußte, weshalb der Auswahl der Schnachschnüre eine besondere Sorgfalt gewidmet wurde. Erschienen sie mit der Schnacke in einer Wirtschaft, so bekamen sie — ein Vorrecht ihrer Sippe — drei Klare für 20 Pfennig, während gewöhnliche Ennepestraßer 25 Pfennig entrichten mußten.

Allen rühmte man große Gewissenhaftigkeit in der Behandlung ihrer Tiere nach. Lieber hungerten, dursteten und froren sie selbst, als daß sie die Pferde Not leiden ließen, schliefen sie doch sogar mit ihnen zusammen in den Ställen, in denen sie auf ihren Fahrten übernachten mußten.

Jahraus, jahrein, Sommer und Winter, bei gutem und schlechten Wetter zogen die Eisensteinfuhrleute von Haßlinghausen ihre Straße: ihr Gewerbe kannte keine Betriebsruhe. Nur mußten sie hin und wieder bei den Hufschmieden unfreiwilligen Aufenthalt nehmen. Aber dadurch trat selten eine erhebliche Verkehrsstörung ein, weil die Zunft der Hufschmiede und Stellmacher reichlich an der Landstraße vertreten war. Von Haßlinghausen bis zur Hause zählte man mindestens fünf Hufschmieden und Stellmachereien, beinahe gleich der Anzahl der Wirtshäuser.

Jäger, Matrosen und Fuhrleute sind bekanntlich abergläubisch. Unsere Eisensteinleute machten keine Ausnahme. Durch den regelmäßigen Verkehr hatten sich auf der Fahrstraße tiefe Wagenspuren, Fuhrtrauen, gebildet, die als Geleise benutzt wurden. Sprang nun einmal ein Rad aus der Spur, so konnte es wohl geschehen, daß das Fuhrwerk festsaß. Dann war jeder Fuhrmann fest davon überzeugt, daß das „Fastsetten" des Karrens durch den Bannspruch einer Hexe verursacht war: Da half denn nichts anderes, als unter kräftigen Flüchen, deren Widergabe besser unterbleibt, das Rüselende der Schnacke in die Hand zu nehmen und gehörig in die Speichen des festgesetzten Rades hineinzubauen. Traf man nun nach kürzerem oder längerem Toben glücklich die richtige Speiche, so war damit auch die Hexe getroffen und der Bann gebrochen.

Im Jahre 1875 erfolgte die Stillegung der Haßlinghauser Eisensteingruben. Die Abgelegenheit Haßlinghausens und der fehlende Anschluß an die Eisenbahn waren die Ursache des Abbaus. Auch die Erfolge des Bessemer-Verfahrens konnten dem Haßlinghauser Eisensteinbergbau nur für kurze Zeit neues Leben einhauchen. Das Unternehmen, bald einmal aufflackernd, bald nahezu erlöschend, schleppte sich schließlich hin bis zum 1. Juli 1911, wo es endgültig für tot erklärt wurde. Damit verschwanden auch die letzten spärlichen Fuhrzüge auf der Landstraße, verschwanden die Eisensteinfuhrleute, verschwand ein Stück Poesie aus dem Ennepetal.

Die uralte Taufkirche in Wiblingwerde.

Von O. Prein.

Auf weithin ragender Höhe, 369 Meter über dem Lennespiegel bei Hohenlimburg, liegt das uralte Kirchdorf Wiblingwerde; wie der Name schon andeutet: eine „Wurth", Flußinsel zwischen den beiden Lennorten Hohenlimburg und Altena. Als die mit Karl d. Gr. in unsere Süderländischen Berge eindringenden Franken auf dem Wege von Sigiburgum (Hohensyburg), der Lenne folgend, unsere Hohenlimburger Fluren erreichten, verließen sie den bogenartig sich ausweitenden Flußlauf und stiegen auf die Höhe hinauf, wo sie südlich vom „Lohagen", der höchsten (491 Meter ü. M.) Erhebung, den Königshof, die fränkische Etappe und Verpflegungsstation gründeten, die 1317 urkundlich Webelngewerde genannt wird und somit nicht nur die beherrschende und zentrale Lage, sondern auch den ersten Siedler und Hofverwalter nennt, Wibling. Wer im uralten, vor etwa 12 Jahren prächtig wiederhergestellten Kirchlein in Wiblingwerde ein Stündchen sinnender und rückschauender Betrachtung widmet, vor dessen Auge steigt eine große Vergangenheit, ein erhebender Ausschnitt aus der Geschichte unserer engeren Heimat empor. Wir stehen auf der Stelle, die auch für die Ausbreitung des Christentums, die Schwertmission Karls d. Gr., eine nicht zu verkennende Bedeutung gehabt hat. Es wird gewiß kein Zufall sein, daß auch 1650 dies stille Gebirgsdorf als der Versammlungs- und Tagungsort der Classis Sauerlandica bestimmt wurde, und daß heute noch das Wiblingwerder Pfarrarchiv ein für die Verfassungsgeschichte der Süderländischen reformierten Kirche hochwichtiges Dokument verwahrt, das Protokoll jener ersten Synodalverhandlungen. Gewiß knüpfte diese Einrichtung an die geschichtliche Tradition an, die von der hohen Bedeutung dieser Kirche, die vielleicht Taufkirche für die weitere Umgebung war, viel Rühmliches zu sagen wußte. Und eben auf diese übertragende Stellung deutet auch der Umstand, daß die Wiblingwerder Kirche Johannes dem Täufer geweiht war; denn gerade dies Patrocinium will uns verbürgen, daß selbst Orte, die nur eine Kapelle hatten, dennoch verpflichtet waren, die Kinder in die Taufkirche zu bringen, um sie in den Gnadenbund der christlichen Kirche aufnehmen zu lassen. Noch die von Graf Friedrich Moritz am 16. Februar 1682 aufgerichtete Kirchenordnung für die Grafschaft Limburg bestimmte auch für unsere hiesigen Kirchengemeinden: „Nur wegen Schwachheit oder Krankheit ist die Taufe im Hause, sonst immer am Schluß des öffentlichen Gottesdienstes zu verrichten." Von Wiblingwerde aber wissen wir, daß das dieser Kirche zugeteilte Kirchspiel den Charakter eines weitausgedehnten Sprengels hatte, gehörte doch sogar ursprünglich die Burg Altena mit zu dieser Gemeinde. Da nun erfahrungsgemäß Flüsse sonst natürliche Grenzen bilden, hier aber die Parochialrechte auf das rechte Lenneufer bei Altena übergreifen, so dürfen wir weiter folgern: wir haben in Wiblingwerde den Mittelpunkt eines Missionssprengels vor uns aus der ersten Zeit der Christianisierung. Wissen wir doch auch, daß auf der Hohensyburg nach Eroberung der dortigen Burg und Zerstörung der heidnischen Opferstätte durch Karl d. Gr., alsbald eine christ-